



*Der Zoodirektor erzählt*

Sechste Folge . 75 Pfennig

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union



*„Contax D“, eine Kleinbildspiegelreflex  
mit besonderer Eignung für Tieraufnahmen.*

*Aufnahmen: Wolfgang Ullrich (9), Dr. Grzimek (1), Zoo Köln (1), Zoo Hannover (1)*

*III-9-19 lt 15669 155 252*

# *Der Zoodirektor erzählt*

von Wolfgang Ullrich

Direktor des Zoologischen Gartens Dresden



*Die Stammväter unserer Haushunde sind Wolf und Schakal. Unser Bild zeigt einen erwachsenen Wolfsrüden, der sein Futterfleisch im Maul trägt*

Inhalt	Wilde Hunde
	Ich kaufte Tiere ein
	Was ist Instinkt?
	Das Tier erkennt seine Feinde
	Phantasie oder Wirklichkeit
	Vom geheimnisvollen Kongopfau
	Zoologen trafen sich in Nürnberg
	Kleine Reise zu großen Tieren
	Begegnung mit Gorillakindern
	Neue Untermieter: Antilope und Wolf
	Was Steinböcke alles fertigbringen!
	Das Jahr geht seinem Ende zu
	Vorweihnachtlicher Zoospaziergang
	Carla ist ein geduldiger Patient

## Wilde Hunde

Wenn man in den Herbsttagen den Dresdner Zoo besucht, so wird man schon viele Meter vor dem Fuchsgehege den starken Duft der Wildhunde wahrnehmen. Es ist Ranzzeit, Reineke Fuchs feiert also Hochzeit. Vor einigen Wochen setzten wir einen Dackel in den Fuchskäfig. Dieser Hund hatte, da er sehr oft einen Raubwildfänger begleitet, schon viele Füchse und Dachse in ihrem Bau gestellt. Wie überrascht aber waren wir, als sich die Begegnung zwischen Fuchs und Hund sehr freundschaftlich gestaltete. Zwar schlug der Hund an und stand in Angriffsstellung vor dem Fuchs, dieser aber war durchaus nicht angriffslustig und stellte sich sogar in unmißverständlicher Haltung vor dem seltsamen Besuch in seinem Käfig auf. Waldmann wedelte mit dem Schwanz und beschnupperte ihn. Was soll ein anständiger Hund auch tun, wenn Reineke sich so zuvorkommend benimmt, ganz anders als es die vielen Füchse taten, denen er in freier Wildbahn begegnete?

Damit aber wurde wieder ein altes Problem spruchreif: Gibt es eine Kreuzung zwischen Hund und Fuchs? Nein, diese Kreuzung konnte bis zum heutigen Tage nicht nachgewiesen werden und die vielen gegenteiligen Berichte haben sich bei genauer Überprüfung nicht bewahrheitet. Diese Tatsache bestärkt auch die Wissenschaft in der Annahme, daß der Fuchs nicht in die unmittelbare Ahnenreihe unserer Haushunde gehört. Dazu kommt seine Ungeselligkeit, denn im Gegensatz zu Wolf und Schakal, die zumindest zeitweise Jagdverbände bilden, lebt der Fuchs einsam und vertreibt sogar jeden Artgenossen aus seinem Revier. Die Geselligkeit, der Sozialtrieb aber müßte bei den Hundeahnen vorhanden gewesen sein, denn er erleichtert auch das Leben in Gemeinschaft mit dem Menschen.

So sind also Wolf und Schakal die einzigen hundeartigen Raubtiere, die als Stammväter unserer Haushunde in Frage kommen. Wann aber geschah es, daß die Wildhunde zu Haushunden wurden? Die ältesten Funde, die uns vorliegen, stammen aus den Pfahlbausiedlungen, die etwa vor zwölf-

tausend Jahren in Mitteleuropa errichtet worden sind. Die Menschen der damaligen Zeit hielten einen Haushund, der eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem heutigen Spitz hatte, er wird deshalb auch Spitz genannt. Frühere Funde haben wir nicht.

Nicht weit von den Fuchsgehegen entfernt, im alten Raubtierhaus, sind die Dingos, die australischen Wildhunde, untergebracht. Sie sind aber gar keine richtigen Wildhunde, sondern nur verwilderte Haushunde, die irgendwann einmal von Eingeborenen des hinterindischen Festlandes nach Australien gebracht worden sind und dort wieder verwilderten. Unsere Dingohündin hat vor einer Woche junge Bastardhündchen zur Welt gebracht. Der Vater dieser Hundekinder ist ein finnischer Hund, der sehr viel Eskimohundeblut in seinen Adern hat. Als wir uns entschlossen, diese Kreuzungszucht vorzunehmen, dachten wir, daß wir auf diesem Wege gute Gebrauchshunde bekommen könnten. Ob sich unsere Vermutung bewahrheitet, ob sich die Schärfe der Dingos mit der Geselligkeit des Eskimohundes verbindet, ob also unsere kleinen Bastardhündchen einmal treue, aber scharfe Hunde werden, läßt sich heute noch nicht sagen. Vorläufig sind es meerschweinchengroße, mopsköpfige hilflose Hundekinder, deren Fellfarbe stark zu dem Dunkelbraun des väterlichen Felles neigt, die aber alle weiße Pfötchen zeigen.

Sicher werden die Hundezüchter jetzt die Nase rümpfen und über unsere Bastarde lächeln, aber ich glaube, daß die psychischen Eigenschaften der Bastardhunde meist bei weitem die psychischen Qualitäten der Rassehunde übertreffen, denn letztere werden oft nur des rässigen Äußeren wegen gezüchtet und dabei wird vielfach auf das „Innere“ wenig geachtet. Vom Gehege der Wölfe klingt das Heulen dieser Steppenhunde herüber. Sie stehen hoch oben auf ihrem Felsen und lassen ihre Stimme ertönen. Bald fällt auch der Eskimohund in den Gesang ein. Er hat viele Eigenschaften seiner wolfsblütigen Ahnen bewahrt, darunter auch den Geselligkeitstrieb. Wenn man in Reisebeschreibungen über diese Schlittenhunde liest, so kann man sich oft des Eindrucks nicht erwehren, daß die Eskimohunde sich wie ihre wilden Stammväter benehmen. An der Leine, vor dem Schlitten halten sie im Rudel zusammen. Ein Leithund führt die ganze Gesellschaft, eine festgefügte Rangordnung besteht. Wenn aber abends nach langer Reise das Fleisch oder der gedörrte Fisch den Hunden vorgeworfen wird, dann fallen sie übereinander her und nicht selten wird berichtet, daß ein schwerverletztes Tier von seinen Artgenossen zerfleischt und aufgefressen wird. Nur mit größter Vorsicht darf der Mensch in die Auseinandersetzung eingreifen und muß gewärtig sein, selbst von seinen Hunden angegriffen zu werden.

Ähnlich wie diese Eskimohunde leben in südamerikanischen Indianerdörfern noch heute halbwilde Hunde. Niemand kümmert sich um sie. Ihre Nahrung müssen sie sich stehlen oder selbst erjagen, aber sie gehören mit zu der Dorfgemeinschaft und bleiben immer in der Nähe der menschlichen Siedlungen. So mag auch vor vielen hundert Jahren die Haustierwerdung des Hundes begonnen haben. Locker war ursprünglich der Verband zwischen Hund und Mensch. Vielleicht wurde hin und wieder ein Junghund aufgelesen und mit in die Hütte genommen. Vielleicht hat dieses Tier dann einen engeren Anschluß an den Menschen gefunden. Oft aber wird es vorgekommen sein, daß er, wenn abends die halbwilden Artgenossen am Dorfrand heulten, den Menschen verließ, um in ihrem Rudel zu leben.

## Ich kaufte Tiere ein

Ein großer Transport afrikanischer Tiere ist im Hamburger Hafen eingetroffen: 19 Giraffen, 5 Nashörner, 20 Strauße, Zebras, Wasserböcke, Säbelantilopen, Gazellen, Kaffertrappen und viele andere Bewohner der heißen Steppengebiete. Der Transport dieser wertvollen und sehr empfindlichen Tiere hatte, wie mir der Tierfänger und Reisebegleiter in Hannover berichtete, erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Unvorhergesehen früh trat im Gebiete des Kilimandscharo die Regenzeit ein. Die Flüsse traten über die Ufer hinaus und die Steppen wurden schlammig. Unerbittlich trommelte der Regen auf das Land hernieder. Schon waren die zahlreichen Tiere in Kisten verpackt und auf die Eisenbahnwagen verladen, um ihre Fahrt nach der Küste anzutreten, als die Nachricht eintraf, daß der Regen die Eisenbahnschwellen unterspült und die Strecke vorläufig unbefahrbar gemacht hat. Es blieb keine andere Möglichkeit: die Wiederherstellung der Schienen mußte abgewartet werden. Inzwischen aber regnete es fast ununterbrochen weiter. Als der Schaden schließlich behoben worden war, erreichten die Tiere völlig durchnäßt den Hafen. Aber auch die Überfahrt brachte große Sorgen. Auf Deck des Schiffes stand Kiste an Kiste. Zwischen den Brettern leuchtete das Streifenkleid der Zebras hervor, und aus den größten Kisten ragten die langen Hälse der Giraffen. Schon war der Atlantische Ozean erreicht, als sich ein heftiger Sturm erhob und alle Kräfte eingesetzt werden mußten, um die auf Deck stehenden Kisten mit ihrem wertvollen Inhalt zu sichern. Nach all diesen Sorgen und Nöten waren die Tiere endlich im Hamburger Hafen eingetroffen, ausgeladen worden und teilweise in die Quarantänestation gewandert oder nach den Zoologischen Gärten Hannover und Gelsenkirchen, ein großer Teil auch zur Tierhandelsstation Ahlfeld an der Leine, transportiert worden.

„Wer die Wahl hat, hat die Qual“, sagt ein altes Sprichwort, und die Wahl unter so vielen interessanten und für jeden Zoologischen Garten begehrenswerten Tieren hatte ich, denn auch in diesem Jahr sind von unserer Regierung wieder Devisen zum Ankauf von Tieren den Zoologischen Gärten zur Verfügung gestellt worden. So verlockend es auch gewesen wäre, eine Giraffe oder einige der schönen Antilopen zu kaufen, mußte ich doch von einem derartigen Kauf absehen, denn noch ist unser ehemaliges Raubtierhaus eine Ruine und in dem erst in letzter Zeit umgebauten Huftierhaus, das sehr gut von Antilopen bezogen werden könnte, sind vorläufig noch die Löwen untergebracht. Aber „aufgeschoben ist nicht aufgehoben“, und ich bin fest überzeugt, daß mit dem weiteren Aufbau unseres Zoologischen Gartens vielleicht schon im nächsten Jahr Antilopen bei uns Einzug halten. Vorläufig bleibt unsere Sitatunga-Antilope der einzige Vertreter dieser Tierfamilie im Dresdner Zoo. Während ich in Gelsenkirchen Tiere aussuche und mich mit dem kleinen Schimpansensäugling „Uschi“ anfreunde, treffen in Ahlfeld 90 Riesenkänguruhs und viele andere Tiere aus Australien ein. Also schnell nach Ahlfeld. In großen Kisten, die schon richtigen Käfigen gleichen, sitzen die grauen und roten Riesenkänguruhs. Ich glaube, daß ich kaum wieder so viele Känguruhs zusammen sehen werde. Sie sind überraschend zutraulich und gar nicht schreckhaft, wie das oft bei Känguruhs der Fall ist. Aber auch für Känguruhs entscheide ich mich nicht. Der Dresdner Zoo besitzt ja Bergkänguruhs, und wenn wir Glück haben, so wird im nächsten Frühjahr unsere Känguruhmutter,

die uns schon einmal ein Jungtier geschenkt hat, wieder ein Känguruhkind im Beutel tragen. Drei schöne große Emus, australische Straußenvögel, sind auch eingetroffen. Die Entscheidung, ob ich Emus oder afrikanische Strauße erwerben soll, fällt schwer. Schließlich aber entschieße ich mich doch für letztere. Der Strauß ist der bekanntere Laufvogel, er wird größer als der Emu und jedes Kind kennt ihn, will ihn deshalb auch im Zoo sehen. Also suche ich mir ein Pärchen Strauße aus. Hoffentlich ist es ein Paar, denn bei den halbwüchsigen Vögeln sind die Geschlechtsunterschiede, die man bei erwachsenen Tieren deutlich an der Färbung des Gefieders erkennen kann, noch nicht sichtbar. Deshalb wird vereinbart, daß ein Umtausch stattfinden kann, wenn es sich herausstellen sollte, daß die beiden Strauße zum gleichen Geschlecht gehören. Auch die Pinguine suche ich aus, denn sie gehören ebenfalls zu den bekanntesten und beliebtesten Vertretern der Vogelwelt und außerdem fühlt sich unser bereits im Zoo befindlicher Pinguin zu einsam. Er soll einige Artgenossen zugesellt bekommen. In Hannover kaufe ich noch eine Zebrastute, ein junges Tier, das aber sein Fohlenfell schon ablegt und zum Kleid des erwachsenen Zebras umhärt. Fast täglich treffen neue Tiere ein und machen die Entscheidung immer schwerer. 18 junge Nilpferde sind eingetroffen. Fünf befinden sich bereits in Hannover, die restlichen sind auf der Reise nach der Tierhandlungsstation. Aber auch Verluste treten ein, denn die Eingewöhnung nach den Strapazen der langen Seereise macht die größten Schwierigkeiten. Eine junge Giraffe, die mit schwerem Durchfall eintraf und isoliert von den anderen untergebracht war, ist gestorben. Schade um das schöne Tier. Schließlich

*In der Tierhandlung stand eine große Herde südamerikanischer Alpakas zum Verkauf*



ist die Liste der von mir ausgewählten Tiere abgeschlossen. Mit den für den Interzonenhandel notwendigen Schriftstücken und vielen interessanten Anregungen, die ich durch den freundschaftlichen Erfahrungsaustausch mit den Zooleuten erhielt, fahre ich nach Dresden zurück und warte nun auf die Ankunft der eingekauften Tiere, die wieder viele Tierfreunde unserem Zoologischen Garten zuführen werden.

## Was ist Instinkt?

Als ich vor einigen Tagen an das Gehege der nordischen Enten herantrat, machte ich eine seltsame Beobachtung. Die Eiderenten verließen ihre Insel und gingen ins Wasser. Sie schwammen aber nicht, wie man das von anderen Enten gewöhnt ist, ruhig dahin, sondern traten etwa eine Minute lang mit schnellen Schlägen ihrer Füße das Wasser. Nach dieser Zeit verlangsamten sich die Schwimmbewegungen. Schließlich schwammen sie ganz normal, wie es auch die anderen Enten tun. Eine Minute etwa, bevor die Eiderenten wieder das Wasser verließen, um an Land zu gehen, zeigten sie nochmals dasselbe eigentümliche Verhalten. Was hat dieses schnelle Wassertreten unmittelbar nach dem Gang ins Wasser und kurz vor dem Verlassen des feuchten Elementes wohl für einen Sinn? Ich habe lange Zeit über dieses Problem nachgedacht und fand schließlich eine Antwort. Die Eiderente bewohnt die Küsten der nördlichen Meere. Geht sie in ihrem Heimatgebiet ins Wasser, so ist sie gezwungen, mit schnellen Ruderbewegungen die Brandung zu überwinden, und geht sie

*Von den zwanzig Jungstraußen, die noch das Gefieder des Jugendkleides trugen, wurde ein Pärchen für den Dresdner Zoo gekauft*



an Land, so muß sie das gleiche tun. In ihrem Heimatgebiet hat diese Verhaltensweise also einen Sinn, bei uns aber, an diesem stillen Wässerchen, das von keiner Welle bewegt wird, ist sie sinnlos. Trotzdem aber wird auch hier diese Handlung durchgeführt.

Wenn man einer Moschusente die Küken entführt, so stürzt sich die Entenmutter erregt auf den Dieb, um ihre Jungen zu verteidigen. Nehmen wir aus dem gleichen Gehege, in dem sich außer Moschusenten auch noch Hausenten befinden, ein Küken der Hausenten heraus, so erfolgt das gleiche. Wiederum stürzt die Moschusentenmutter herbei und verteidigt auch das fremde Küken. Ein flüchtiger Beobachter würde somit allen Grund haben, von dem Wunder der Mutterliebe im Tierreich zu sprechen, die sogar so weit geht, daß selbst fremde Tierkinder unter der Aufopferung des eigenen Lebens verteidigt werden. Liebevoll wird dieser Beobachter der Moschusentenmutter das entführte Hausentenküken zurückgeben. Aber was passiert? Die Moschusente, die das Küken der Hausente eben noch todesmutig verteidigte, hackt jetzt auf das kleine unschuldige Wesen ein und treibt es hinweg. Wie kann das passieren? Jeder Eindringling, der während der Zeit der Brutpflege das Gehege betritt, wird angegriffen, gleich, ob er ein eigenes oder ein fremdes Küken entführt. Das fremde Hausentenküken, das zu den Moschusentenküken zurückgesetzt wurde, ist jetzt ebenfalls Fremdling und wird nunmehr genauso wie der Dieb davongejagt.

So zeigt sich die heroische Tat der Mutterliebe als eine „bloße“ Instinkthandlung. Offensichtlich muß es in der Moschusentenmutter ein festliegendes, angeborenes Bild, ein Schema der Gestalt der Moschusentenküken geben, denn sonst könnte sie doch zwischen den eigenen und den fremden Küken nicht unterscheiden. Es muß also im Gehirn des Tieres gewissermaßen eine Sammlung von „Resonanzböden“ vorhanden sein, die in dem Moment mitzuklingen beginnen, wenn in der Außenwelt eine ihnen entsprechende Form auftritt. Das Auftauchen dieses Schemas in der Umwelt des Tieres löst ein ganz genau festgelegtes angeborenes Verhalten aus. Eine Instinkthandlung ist also eine erblich festgelegte Handlungsfolge, die ausgelöst werden muß und dann automatisch abläuft. Ob eine Handlung instinktiv vorgenommen wird, erkennt man am besten, wenn eine solche Instinkthandlung zweck- und sinnlos, also geradezu ins Leere abläuft. Auch von Menschen sind eine große Anzahl Instinktbewegungen bekannt. Das Saugen des Säuglings und die dazugehörige Leerlaufreaktion, das Daumenlutschen, ist nur eine von vielen.

Besonders eindrucksvoll schildert eine solche Leerlaufreaktion der bekannte Zoologe Lorenz. Er schreibt: „So besaß ich einst einen jung aufgezogenen Star, der den gesamten Handlungsablauf der von einer Warte aus betriebenen Fliegenjagd als Leerlaufreaktion brachte, und zwar mit einer Menge von Einzelheiten, die ich bis dahin für zweckgerichtete Bewegungen und nicht für instinktmäßig gehalten hatte. Er flog auf den Kopf einer bestimmten Bronzestatue in unserem Wohnzimmer und musterte von diesem Sitze aus andauernd den „Himmel“ nach fliegenden Insekten, obwohl an der Decke des Zimmers keine vorhanden waren. Plötzlich zeigte sein ganzes Verhalten, daß er eine fliegende Beute erblickt hatte. Er vollführte mit Augen und Kopf eine Bewegung, als verfolgte er ein dahinfliegendes Insekt mit seinen Blicken, seine Haltung straffte sich, er flog ab, schnappte zu, kehrte auf seine Warte zurück und vollführte die seitlich schlagenden Schleuderbewegungen mit dem Schnabel, mit denen

sehr viele insektenfressende Vögel ihre Beute gegen die Unterlage, auf der sie gerade sitzen, totzuschlagen pflegen. Dann vollführte er mehrmals Schluckbewegungen, worauf sich sein knapp angelegtes Gefieder etwas lockerte und in vielen Fällen der Schüttelreflex eintrat, ganz wie er nach einer wirklichen Sättigung einzutreten pflegte.“

Gerade dieses Beispiel zeigt sehr deutlich, wie viele der tierischen Handlungen doch instinktgebunden sind. Das soll natürlich nicht heißen, daß etwa das Tier mit einem Automaten gleichzusetzen sei. Genauso wie der Mensch, macht auch das Tier im Laufe seines Lebens Erfahrungen. Es lernt und handelt nach dem Erlernten, aber ein großer Teil seiner Auseinandersetzungen mit der Umwelt ist doch auf erblich festgelegten ablaufenden Handlungsfolgen aufgebaut.

## *Das Tier erkennt seine Feinde*

Geradezu überraschend eng können die Verknüpfungen zwischen dem Tier und seiner Umwelt sein, so daß ohne Übertreibung von einem Verhältnis gesprochen werden kann, wie es zwischen Schloß und Schlüssel besteht. Der bekannte Tierpsychologe Lorenz beobachtete Graugänse, die beim Anblick einer von leichtem Wind über sie hinweggetriebenen Flaumfeder in starke Erregung gerieten und die Flucht ergriffen. Ähnlich rätselhaft war das Benehmen dieser Graugänse gegenüber Tauben. Flogen die Tauben mit schnellen Flügelschlägen über die Graugänse hinweg, so wurde ihnen nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn aber die Tauben im Segelflug, ohne die Flügel zu bewegen, dahinglitten, so stiftete ihr Anblick in der Gänseschar erhebliche Unruhe. Um die Frage, was wohl die Graugänse beim Anblick der Flaumfeder oder der Taube erregt und sie evtl. sogar in Fluchtstimmung versetzt, eindeutig beantworten zu können, wurden einige Versuche mit der Attrappe eines Raubvogels unternommen. An einem Drahtseil befestigt, wurde die Attrappe über den Gänsen dahingezogen. Die Form dieser Attrappe, ob sie nun einem Falken, Sperber, Bussard oder Adler glich, machte auf die Gänse wenig Eindruck, vielmehr war für die Vögel die Schnelligkeit der Bewegung ausschlaggebend. Wurde sie verhältnismäßig langsam bewegt, so löste sie auch sofort die Fluchtreaktion aus, und die Gänse gingen in Deckung. Dieselbe Attrappe jedoch schnell vorbeigezogen, fand seitens der Gänse nicht die geringste Beachtung. Wie ist das zu erklären?

Der langsame Flug ohne Flügelschlag, der die Gänse am meisten in Erregung versetzte, ist für den Seeadler kennzeichnend, der hoch über Wasser und Land in der nordischen Heimat der Graugänse seine Kreise zieht. Ganz anders, geradezu entgegengesetzt, reagieren Wildenten. Sie sprechen in erster Linie auf eine Attrappe an, die dem Flugbild der Falken gleicht. Bei Vorbeigleiten einer derartigen Attrappe gehen sie sofort in Deckung. Anders jedoch verhalten sich die Enten gegenüber der Seeadlerattrappe, bei deren Auftauchen sie zu „himmeln“ versuchen, d. h. auf-fliegen und dabei trachten, so schnell als möglich an Höhe zu gewinnen. Diese eben angeführten Verhaltensweisen der Graugänse als auch der Wildenten werden als Instinkthandlungen bezeichnet. Typisch für die Instinkthandlungen ist die Tatsache, daß sie nicht erlernt werden, sondern dem Tiere angeboren sind. Zu ihnen gehört außerdem die ebenfalls

angeborene Kenntnis des Schemas, das die Instinkthandlung auslöst. Aber nicht nur die Feinde werden auf Grund derartig angeborener Bilder ihrer Gestalt erkannt, sondern auch die Artgenossen. Gerade in letzter Zeit haben sich verschiedene Biologen mit der Tiergestalt und der Gesetzmäßigkeit der Zeichnung auf dem Tierkörper beschäftigt und sind dabei zu interessanten Ergebnissen gekommen.

Jedem Tierfreund wird bei dem Besuch des Vogelhauses und des Aquariums der Reichtum an Farbmustern auffallen. Gleichzeitig wird ihm auch ein großer Unterschied zwischen den Zeichnungen auf dem Körper der Bewohner des feuchten Elementes und der gefiederten Gäste tropischer Länder deutlich. Während bei den Fischen das Muster fast gleichmäßig über den Körper verteilt ist, wird bei den Vögeln der Kopf besonders hervorgehoben. Bei den Kronenkränchen ist es ein goldglänzender Fächer, beim Tukan der riesig grellrot und gelb gefärbte Schnabel, beim Kakadu eine in Erregung aufstellbare Federhaube und beim Kondor sind es — ähnlich wie beim Trut- und Haushahn — rote Käämme und Kehllappen, die den Kopf vom Tierkörper abheben und besonders betonen. Bei den Säugetieren wiederum ist der Kopf durch einen ausgeprägten Hals vom Rumpfe abgehoben und wird von Gehörnen, Geweihen, Mähnen und Bärten geziert. Der Kopf als Zentrum der nervösen Vorgänge im Organismus ist es also, der mit der Höherentwicklung des Tieres auf unserer Erde besonders markant ausgezeichnet wird. Je weiter wir am Stammbaum des Lebens herabsteigen, desto mehr schwindet diese Eigenschaft, bis wir schließlich bei den niedersten Tieren, wie etwa den Medusen, Seenelken und Urtierchen, überhaupt nicht mehr von einem Kopf



*Die Hochzeitskleider der Vögel spielen eine bedeutende Rolle als Auslöser für das Paarungsverhalten. Unser Bild zeigt das Prachtkleid eines Brautentenerpels*

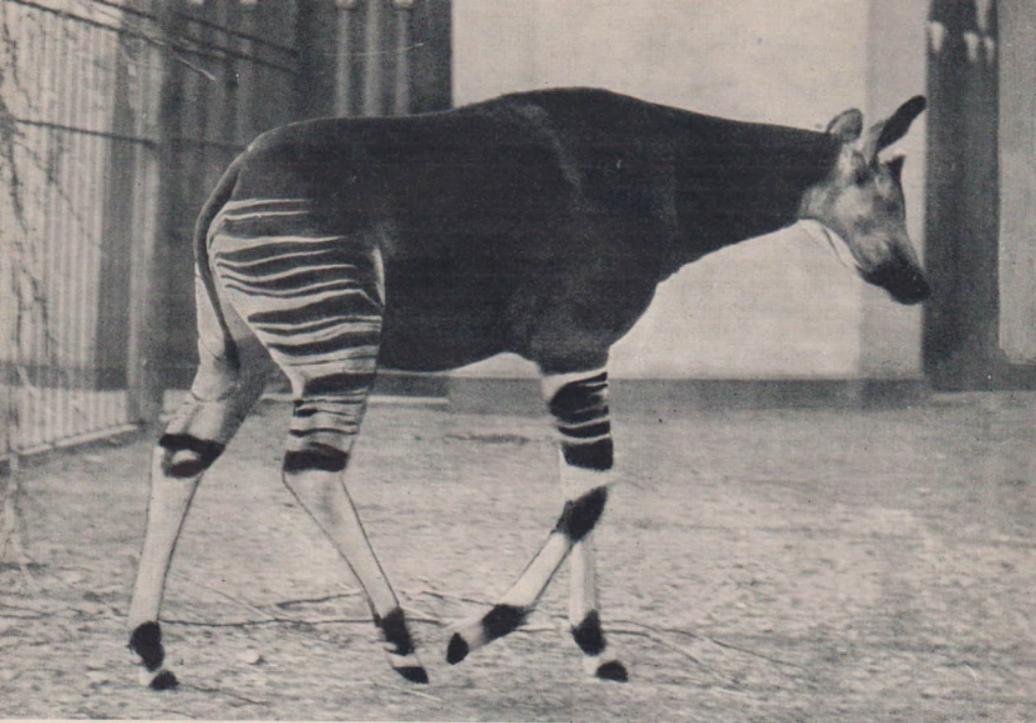
sprechen können. Bei eingehender Betrachtung der Farbmuster am Tierkörper können wir nur zu der einen Schlußfolgerung kommen, daß sie zum Anschauen bestimmt sind.

Sehen wir uns einmal die schillernde Feder eines Kolibris unter der Lupe an, so werden wir feststellen, daß nur der Teil der Feder in herrlich schillernden Farben glänzt, der nicht durch die Nachbarfeder verdeckt wird, also nur der dem Auge sichtbare Teil. So ist es nicht verwunderlich, daß die Biologen diesen auffälligen Farbmerkmalen die Funktion eines Signales zugeschrieben haben. Ein Signal geben bedeutet, daß man mit einem deutlich sichtbaren Gegenstand, der sich besonders gut von der Umgebung abhebt, eine Mitteilung macht oder etwas kennzeichnet. Das gleiche geschieht auch, wenn sich Artgenossen im Tierreich begegnen, wenn die Paarung eingeleitet oder um das Weibchen geworben wird. Bei diesen Balzhandlungen, die ebenfalls zu den Instinkthandlungen gehören, wird sogar der Artgenosse durch ein Spreizen des Gefieders, durch das Aufblasen des Kehllappens und viele andere ähnliche Handlungen auf das Signal und damit auf das Erkennungszeichen hingewiesen. Das Auftauchen dieses Merkmales aber veranlaßt ihn, wenn er zum anderen Geschlecht gehört, sich zu unterwerfen oder aber, wenn es ein gleichgeschlechtlicher Artgenosse ist, den Rivalen zum Kampf oder Wettstreit herauszufordern.

## *Phantasie oder Wirklichkeit*

Vor einigen Wochen ging die Nachricht durch die Presse, daß bei der Erstbesteigung des Mount Everest die Spuren des geheimnisvollen Schneemenschen aus dem Himalajagebiet entdeckt und von den Expeditionsmitgliedern fotografiert wurden. Dieses seltsame Wesen soll nur vier Zehen besitzen und nach den Beschreibungen eines Eingeborenen, der mit einem solchen Schneemenschen zusammengetroffen sein will, einem riesigen Affen nicht unähnlich sein. Zur Zeit, so berichtete die Presse, ist eine Expedition unterwegs, deren Hauptaufgabe es ist, Klarheit in dieses mystische Dunkel zu bringen.

Mit derartigen Berichten wird immer wieder eine Frage erneut aufgeworfen, die für den Laien wie auch für den Fachmann nicht uninteressant ist: Gibt es auf unserer Erde noch unentdeckte größere Tiere? Daß wir durchaus noch nicht alle Arten von Fischen kennen, ist verständlich, denn die riesige Weite der Ozeane ist nur zu ganz geringem Teil durchforscht. Auch werden die großen Urwaldgebiete noch manche unbekannt Reptilien bergen, und noch nicht entdeckte Insekten gibt es wahrscheinlich eine riesige Anzahl. Wie aber steht es mit unbekannt großen Säugetieren? Es ist durchaus möglich, daß im Gebiete des Himalaja uns nicht bekannte Tierarten existieren. Tibet kann noch manches zoologische Geheimnis bergen. Unwahrscheinlich jedoch ist das Vorhandensein eines Menschenaffen im Gebiete des ewigen Schnees. Auch die Aussagen eines Eingeborenen können diesen Zweifel nicht beseitigen, wissen wir doch sehr gut, daß die Eingeborenen sehr bald herausbekommen, was der weiße Mann gern hört, wofür er sich interessiert, und vor allem, wodurch man Geld verdienen kann. So reden sie ihm gern nach seinem Sinn und erzählen ihm mitunter die unglücklichsten Märchen. Das beste Beispiel dafür ist der vor einigen Jahren angeblich lebend aufgefundene Affenmensch von Java. Um die Jahrhundertwende, genau gesagt 1890, fand Eugen



*„Besobe“ heißt der Okapimann, der im Zoologischen Garten von Antwerpen mit „Dassegala“, der Okapifrau, bereits zweimal gezüchtet hat. Das Okapi wurde erst im Jahre 1901 in den Wäldern am Kongo entdeckt (Foto Dr. Grzimek)*

Dubois bei seinen Ausgrabungen auf Java Schädelknochen eines menschlichen Wesens, die äffische Merkmale tragen. Weil diese Merkmale sehr stark waren, nannte man diese Menschenform Pithecanthropus, was zu deutsch Affenmensch heißt. Es ist verständlich, daß um diesen Affenmenschen sehr viel geschrieben und gesprochen wurde, und daß dabei auch die Frage aufgeworfen wurde, ob vielleicht noch heute in den Urwäldern Javas oder Sumatras letzte Überreste am Leben sind. Dazu kam, daß die Malaien von Naturvölkern berichteten, die in den Urwäldern Sumatras ein scheues, zurückgezogenes Dasein führen. Orang pendek werden diese Urwaldmenschen von den Malaien genannt. Das bedeutet soviel wie „kurzer Mensch“. Kein Wunder, daß mancher Europäer und Amerikaner, der die Geschichte von den Orang pendek hörte, sich die Entdeckung dieser Urwaldmenschen etwas kosten ließ. Mehrmals wurden Malaien auf die Jagd nach den Waldmenschen geschickt. Eines Tages schien der große Augenblick gekommen zu sein. Aus den dunklen, feuchtheißen Wäldern zurückgekehrt, berichteten die Malaien, daß es ihnen nach langer aufregender Jagd endlich gelungen sei, einen Orang pendek zur Strecke zu bringen. Sie legten den Weißen ein kleines, unbehaartes, schwanzloses Wesen vor die Füße, das jedoch einem Affen sehr ähnlich sah. Triumphierend wurde dieser sensationelle Fund dem zoolo-

gischen Institut in Batavia übergeben. Aber die große Enttäuschung stellte sich sehr bald ein. Die Zoologen entlarvten den Orang pendek als einen Affen, dem man den Schwanz abgeschnitten und das Fell abraziert hatte. Damit die spitzen Eckzähne den Schwindel nicht verriet, hatten sie die Malaien abgefellt. So war der Wunsch des weißen Mannes in Erfüllung gegangen. Der lebende Affenmensch jedoch ist bis heute noch nicht nachgewiesen worden. Vielleicht hat die Expedition, die sich zum Ziel genommen hat, den Schneemenschen vom Himalaja zu entdecken, mehr Glück!

Eine ähnlich überraschende Meldung wurde im Jahre 1929 gemacht. Diesmal kam sie aus Südamerika. Eine französische geologische Expedition hatte Venezuela bereist und will dabei am Ufer des Catatumba-Flusses auf zwei Menschenaffen gestoßen sein. Es gelang dem französischen Geologen de Loys, eines der beiden Tiere zu erlegen, wie sich später herausstellte das Weibchen. Leider hatte die Expedition keine Chemikalien zum Präparieren von Fellen oder Organen mit, so daß nur der Schädel aufbewahrt werden konnte, der aber leider bei der Überquerung einer Stromschnelle durch das Umkippen eines Kanus verloren ging. So konnten die Franzosen nur eine Fotografie als Beweisstück vorlegen, die sie kurz nach dem Tode des Tieres hergestellt hatten. Leider fehlten auf der Fotografie irgendwelche anderen Gegenstände, die man zu einem Größenvergleich heranziehen könnte. Nach den Aussagen der Expeditionsteilnehmer soll der Affe 1,57 Meter groß gewesen sein. Ob es sich allerdings dabei wirklich um einen noch unbekanntem Menschenaffen handelt, ist sehr unwahrscheinlich, zumal in Südamerika nur niedere Affen vorkommen, die in ihrer Entwicklung hinter den Altweltaffen stehen. Vielmehr besteht die Möglichkeit, daß in den Urwäldern Venezuelas eine große Form der dort häufigen Klammeraffen vorkommt, die uns heute noch unbekannt ist. Überraschen würde dabei jedoch das Fehlen des Schwanzes. Gerade die Klammeraffen verfügen über einen langen, zu einer fünften Hand umgebildeten Greifschwanz. Vorläufig jedoch wäre es übereilt, lediglich auf Grund der Berichte und der Fotografie nähere Prophezeiungen zu machen. Damit ist jedoch die Liste der unentdeckten Tiere noch lange nicht erschöpft und ich werde zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal auf dieses so viel diskutierte Thema zurückkommen.

## *Vom geheimnisvollen Kongopfau*

In meinem letzten Aufsatz berichtete ich von seltsamen, noch unbekanntem Wesen, die nach Berichten von mehr oder weniger glaubhaften Reisenden noch heute in schwer zugänglichen Gebieten unserer Erde leben sollen. Inzwischen sind kaum acht Tage vergangen, und schon wieder berichten die Zeitungen von einem neuen, sensationellen zoologischen Fund in Neuguinea. Dort soll in Gebieten, die nur selten von Europäern aufgesucht, mitunter auch noch nie betreten worden sind, ein Zweibeuteltäkanguruh leben. Dieses Känguruh hat angeblich nicht nur einen Beutel zur Aufbewahrung des Jungen am Bauch, sondern außerdem noch einen zweiten auf dem Rücken, der allerdings nicht für die Känguruhkinder vorgesehen ist, sondern vielmehr eine Art „Einkaufstasche“ darstellt. In ihm sollen nämlich Fleischstücke der von dem Känguruh erlegten Tiere befördert werden. Das neue Zweibeuteltäkanguruh ist also ein Fleisch-

fresser im Gegensatz zu den anderen bekannten Känguruharten, die alle Pflanzenfresser sind. Es soll sogar Jagd auf Menschen machen! Überhaupt, so wird berichtet, sei die Känguruhplage in diesen Gebieten so groß, daß man sich ihrer kaum noch erwehren könne. Nicht selten käme es vor, daß auch die anderen harmlosen Känguruhs Kinder der Eingeborenen rauben und in ihrem Beutel mit sich forttragen.

Soweit der Bericht einer westdeutschen Zeitschrift. Der Zoologe wird, wenn er diese Zeilen liest, schmunzeln, vielleicht auch hell herauslachen. Kein Wunder, daß die Fachleute erst einmal jeder Nachricht über neu entdeckte Tiere, auch wenn sie nicht so offensichtliche „Zeitungsenten“ sind wie diese hier, kritisch gegenüberstehen und sehr zurückhaltend sind. Aber nicht alle derartigen Nachrichten haben sich als Phantasiegebilde erwiesen. Dazu möchte ich heute ein Beispiel geben. Dr. Chapin, ein Mann, der sich sehr bemüht hatte, Licht in das Dunkel um die Urwaldgiraffe, das Okapi, zu bringen, hatte von einer Afrikareise auch mehrere völkerkundliche Gegenstände mitgebracht. Darunter einen Kopfputz der Eingeborenen, mit vielen bunten Federn geschmückt. Wenn sich auch alle Federn bekannten Vögeln des afrikanischen Urwaldes am Kongo zuordnen ließen, so machte ihm doch eine dieser Federn besonderes Kopfzerbrechen, denn sie wollte zu keinem der bekannten Vögel passen.

1936 reiste Chapin nach Belgien, um im Kongomuseum in Tervueren zoologische Studien zu treiben. In diesem Museum, das einen reichhaltigen Überblick über die Tierwelt des zentralafrikanischen Waldes bietet, machte Chapin eine interessante Entdeckung. Zwei große Vögel, in ihrem Äußeren den Fasanen sehr ähnlich, standen ausgestopft in einem Glaskrank. Bezeichnet waren sie als junge Pfauen. Woher stammten diese unbekannt Pfauen? In Afrika gab es keine Pfauen, zumindest waren keine bekannt geworden. Sollten diese Pfauen gar nicht aus Afrika stammen? Sollten sie irgendwann einmal durch ein Versehen in diese Sammlung gekommen sein und ihre Heimat vielleicht in Asien haben? Aber noch etwas anderes, sehr Interessantes entdeckte Chapin: Die Vögel zeigten Federn von der gleichen Art, wie er sie im Kopfputz der Eingeborenen gefunden hatte. Dr. Chapin erfuhr, daß diese Pfauen mit anderen ausgestopften Vögeln, darunter auch Haushühnern von einer Handelsgesellschaft dem Museum geschenkt worden waren. Diese Handelsgesellschaft hatte eine große Zweigniederlassung im südlichen Kongogebiet. Also stammten die Vögel doch aus Afrika! Aber da waren ja auch Haushühner in dieser Sammlung, die nicht in Afrika beheimatet waren? Wenige Tage später berichtete ein Ingenieur, der in den Goldminen im Gebiete des Edward-Sees gearbeitet hatte, daß er dort einen seltsamen Vogel gesehen hätte, der — nach eingehender Beschreibung — den beiden ausgestopften Vögeln glich. Damit waren genügend Indizienbeweise gegeben: Es mußte im Kongourwald eine Fasanenart existieren, die bisher unbekannt geblieben war. Chapin nannte den Vogel Kongopfau.

Jetzt zeigte sich auch, daß der Kongopfau keinesfalls selten war, denn als Chapin über seine Entdeckung einen ausführlichen Bericht herausgab, erhielt er zahlreiche Briefe von Afrikareisenden und Farmern, die diesen Vogel gesehen, manche sogar geschossen hatten, ja einer besaß sogar einen ausgestopften Kongopfau. Noch bevor Chapin seine Flugreise nach Stanleyville antrat, waren bereits einige Kongopfauen erlegt worden, und als Chapin das Flugzeug auf afrikanischem Boden verließ, wurden ihm sechs geschossene Kongopfauen präsentiert. Am 16. Juli 1937 sah dann

Chapin auch seinen ersten lebenden Kongopfau im Urwald. Diese Entdeckung war überraschend, denn Pfauen waren bisher nur in Asien bekannt geworden. Außerdem galt Afrika im Jahre 1937 als gut bekannt, auch auf zoologischem Gebiet. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß mancher Bericht, der bis dahin vielleicht als Eingeborenmärchen abgewiesen worden war, wieder in das Gedächtnis zurückkehrte. War da nicht vor einigen Jahren von einem großen Urwaldlöwen erzählt worden, den noch kein Weißer sah, der aber seine Existenz durch die Beute, die er besonders unter Nilpferden machte, bewies? Man hatte Flußpferde gesehen und ihre Kadaver gefunden, die riesige Wunden aufwiesen, wie sie von einem normalen Löwen nie geschlagen werden können. Aber es gab auch erfahrene Afrikaner, die von den Brunstkämpfen der Nilpferdbullen untereinander berichteten, daß sich dabei die Rivalen mit ihren großen Zähnen gegenseitig schwere Verletzungen beibringen. Und die Zoodirektoren wissen, daß fast jeder erwachsene Flußpferdbulle, der importiert wird, die Narben solcher Kämpfe aufweist. Also ist der Urwaldlöwe doch nur ein Traumgebilde? Oder sollte der dunkle Erdteil noch Geheimnisse bergen, Tiere, die sich dem forschenden Blick des weißen Mannes bisher entzogen?

## *Zoologen trafen sich in Nürnberg*

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er viel erzählen. Wahrhaftig, das gilt auch für meine Reise nach Nürnberg zur Konferenz des deutschen Verbandes der Direktoren Zoologischer Gärten, die im Jahre 1954 vom 7. bis 9. September stattfand. Was haben sich eigentlich Zoodirektoren zu erzählen? werden vielleicht viele fragen. Gibt es denn heute nicht schon genügend Konferenzen und Tagungen? Müssen denn auch die Zoodirektoren noch Sitzungen machen? Aber diese Bedenken lassen sich schnell zerstreuen. Die gute Pflege unserer Tiere und ihre Haltung in Gefangenschaft ist auf den zahlreichen Erfahrungen aufgebaut, die in den verschiedensten Zoologischen Gärten der Welt gemacht werden. Natürlich haben wir auch eine Fachzeitschrift. Sie nennt sich „Der Zoologische Garten“, erscheint in Leipzig und geht in die ganze Welt hinaus, aber der direkte Kontakt mit Kollegen von anderen Zoos, die Möglichkeit, in Frage und Antwort die Probleme der Fütterung, der Aufzucht von Jungtieren und viele andere Dinge klären zu können, ist doch unersetzlich.

Dem Tier im Zoo, aber auch in freier Wildbahn, kommt unsere Arbeit zugute. Es ist kein Geheimnis mehr, daß der Mensch sich mit seiner Technik in eilendem Schritt die Erde erschließt. Wo einst Wüsten und Steppen, Tundren und Urwälder waren, sind heute wogende Felder, Städte, Fabriken und Kraftwerke. Das Tier wird immer mehr zurückgedrängt, wird seines natürlichen Lebensraumes beraubt, und manche Arten sind dem Untergang geweiht. Überall in der Welt sind Bestrebungen vorhanden, die Tiere zu schützen, ihnen große Gebiete zu geben, in denen sie nicht gestört werden dürfen, Naturschutzparks zu errichten.

Wie aber muß ein solcher Naturschutzpark aussehen, damit sich die Tierarten, die wir vor dem Aussterben bewahren wollen, wohlfühlen und fortpflanzen? Welche Pflanzen müssen vorhanden sein? Welcher Raum wird benötigt? Brauchen sie Möglichkeiten, sich zu suhlen? Wie muß der Boden beschaffen sein? Kurz: Es muß eingehend geklärt werden, welche Anforderungen das Tier stellt, was für eine Lebensweise es hat. Also



*Im Kölner Zoo wurden innerhalb von zweieinhalb Jahren von einem Bengaltigerpaar neun Junge geboren  
(Foto: Archiv Zoo Köln)*

müssen wir schnell große Expeditionen ausrüsten, damit wir in freier Wildbahn die Tiere beobachten und ihre Lebensweise kennenlernen können? Das ist zwar nicht schlecht, aber sehr zeitraubend. Die Zoologischen Gärten können uns hierbei helfen, denn im Zoo ist jederzeit die Möglichkeit gegeben, die Tiere zu beobachten, ihre Tragzeit festzustellen, ihre Entwicklung vom Tierkind zum erwachsenen Tier zu verfolgen. So dienen also die Feststellungen, die am Zootier gemacht worden sind, der Erhaltung des Tieres in freier Wildbahn.

Das also ist eine der vornehmsten Aufgaben, die unsere Zoologischen Gärten haben.

Auch die Konferenz in Nürnberg brachte viele interessante wissenschaftliche Referate. Dr. Windecker aus Köln sprach über die Geburt und Aufzucht von Hyänenhunden im Zoo. Es ist bisher nur wenigen Tiergärten gelungen, diese interessanten Räuber der afrikanischen Steppe in Gefangenschaft zu züchten. Im März, so berichtete der Zoodirektor von Köln, warf die Hyänenhündin zum ersten Mal. Von neun zur Welt gebrachten Jungen waren zwei tot. Sieben Junghunde blieben vorläufig am Leben. Trotzdem der Käfig sofort mit Tüchern verhängt wurde, war doch die Neugier der Besucher zu groß. Beunruhigt begann die Mutter ihre Kinder im Maul umherzutragen. Schließlich fraß sie drei Hundekinder auf. Die restlichen vier wurden von der Hündin nicht mehr gesäugt. Leider konnte auch die künstliche Ernährung mit der Flasche die von der Mutter vernachlässigten Kinder nicht mehr retten. Auch sie starben. Als nun die Hyänenhündin zum zweiten Mal trächtig wurde, versorgte Dr. Windecker eine Hundeamme. Diesmal warf die Hyänenhündin sieben Welpen. Einer starb, vier wurden der Amme angelegt, einer Schäferhündin, die sich diese Unterschlebung artfremder Kinder ohne weiteres gefallen ließ, und zwei wurden bei der Mutter gelassen. Wieder starb durch Herumtragen eines der Jungen, die bei der Mutter geblieben waren, aber die restlichen fünf sind am Leben und heute groß und kräftig, von ihren Eltern kaum mehr zu unterscheiden.

Schon im Alter von drei Monaten waren sie so bissig, daß sie voneinander getrennt werden mußten, weil sie übereinander herfielen. Auch wenn ihnen mehrere Fleischbrocken zugeworfen werden, stürzen sie sich alle nur auf ein Futterstück, um das dann harte Kämpfe entstehen. Zu dieser Zeit konnte die Tierpflegerin nicht mehr zu den Junghunden in den Käfig gehen. Als sie ihre Lieblinge durch das Gitter streichelte, biß ihr einer der Hyänenhunde ein Stück Finger ab.

Köln hat noch andere schöne Zuchterfolge aufzuweisen. Ein importiertes Bengaltigerpaar hat während der letzten zweieinhalb Jahre neun Junge zur Welt gebracht.

Frau Dr. Heinroth, die Direktorin des Berliner Zoologischen Gartens, berichtete über eine Unterkieferoperation bei einem Kamel. Bei diesem Tier hatte sich ein Abzeß am Unterkiefer gebildet, der mit Erfolg operiert wurde. Nach einiger Zeit jedoch wuchs an derselben Stelle ein Geschwür hervor, das bald die Größe einer Tomate hatte und das Tier bei der Futteraufnahme und beim Wiederkäuen stark behinderte. Erneut mußte eine Operation durchgeführt werden. Dabei wurde der Vorderkieferbogen entfernt und durch eine Metallspange ersetzt. Die Operation gelang. Schon am nächsten Tage fraß das Tier wieder und ist heute gesund und munter. Natürlich gibt es noch viele andere interessante Ereignisse zu berichten, jedoch das nächste Mal mehr.

## *Kleine Reise zu großen Tieren*

Mehrere Leser meiner Aufsätze haben mich verwundert gefragt, wie es denn möglich sei, daß die gesamtdeutschen Tagungen der Zoodirektoren einen so freundschaftlichen Verlauf nehmen, der nichts von den Wirkungen der Zonengrenzen erkennen läßt. Ich möchte darauf antworten, daß die Leiter der Zoologischen Gärten schon kurze Zeit nach Beendigung des Krieges sich zusammenfanden und gemeinsam berieten. Über die Liebe zum Tier fanden sich sehr bald die Menschen wieder, deren Aufgabe es ist, sich täglich um die Erhaltung und Pflege des ihnen anvertrauten Lebens zu mühen. Natürlich machen sich auch im Verkehr der Zoos untereinander, man denke nur an den Austausch von Tieren, die Zonengrenzen unliebsam bemerkbar, aber über sie hinweg geht das gemeinsame Bestreben, voneinander zu lernen, um der Aufgabe, Wissen zu vermitteln, Erholung und Entspannung zu schenken, das Kind zur Liebe zum Tier zu erziehen und wissenschaftliche Forschung zu betreiben, so gut wie möglich gerecht werden zu können.

Kehren wir zum Nürnberger Zoologischen Garten, besser gesagt Tierpark, zurück. Es ist ein großer Park mit Nadel- und Laubbäumen bestanden, ein Gelände von 54 Hektar umfassend. Leider ist bei der Gestaltung und beim Bau der Gehege und Häuser der Tiergärtner zu wenig zum Wort gekommen. Der Zoo entstand im Nazireich. Er sollte besonders großzügig angelegt werden. Als aber der Tag der Eröffnung kam, liefen die Tiere nicht nur in ihren Gehegen umher, sondern ein Teil — und gar nicht harmlose Vierbeiner — auch frei im Tierparkgelände, nicht gerade zur Freude der Besucher. Die Aufgabe unseres Kollegen Dr. Seitz, des jetzigen Direktors vom Nürnberger Tierpark, ist es nun heute, viele dieser beim Bau begangenen Fehler zu beheben, neue Winterunterkünfte für seine vierbeinigen Zöglinge zu schaffen und die Kriegsschäden zu reparieren. Er hat bei seiner unermüdlichen Arbeit schöne Erfolge zu verzeichnen. Nur der Fachmann weiß, wie schwierig es beispielsweise ist, Eisbären in Gefangenschaft nicht nur zur Fortpflanzung zu bringen, sondern auch die Eisbärenmütter zu veranlassen, ihre Kinder aufzuziehen. Während wir vor den Wurfkammern der Eisbären stehen, die im Innern eines Sandsteinfelsens untergebracht sind, gibt Dr. Seitz bereitwillig Auskunft. Die Mütter erhalten, wenn sie ihre Kinder zur Welt gebracht haben, ein Gemisch von zwölf Liter Wasser, mit Milch, Blut, Haferschleim und Lebertran.

Schon geht es zum nächsten Gehege, zur Elefantenfreianlage. Sie ist sehr groß, kann aber vom Dickhäuterhaus ausgehend nur durch einen tiefen Laufgraben erreicht werden, den zu begehen eine Elefantenkuh sich weigert. Deshalb muß sie in dem geräumigen Haus verbleiben, während ihre beiden Artgenossen sich im Sand der Freianlage auslaufen können. Nicht weit davon entfernt ist eine Koppel für Pferde. Dort finden wir auch die sehr interessante Kreuzung zwischen Pferd und Zebra. Nur noch schwach, teilweise in einzelne Ketten von Flecken aufgelöst, sind die Streifen zu erkennen. Auch das ist ein schöner Erfolg der Züchtung. Schließlich führt uns Dr. Seitz seine besonderen Lieblinge vor, mit denen er tierspsychologisch arbeitet: hundeartige Raubtiere. Da ist ein zahmer Schakal, der an der Leine läuft, ein Marderhund darf sogar zeitweise völlig frei seinen Spaziergang machen, natürlich unter der Aufsicht seines



*Gorillakinder gehören mit zu den empfindlichsten Zöglingen im Zoologischen Garten (Foto: Archiv Zoo Hannover)*

Herrn, und in einem anderen Versuchsgehege finden wir zahme Silberfuchse. Ich könnte noch so unendlich viel interessante Einzelheiten berichten, aber dann würde aus dem Reisebericht ein Buch werden. Deshalb wollen wir von Nürnberg Abschied nehmen und nach Stuttgart weiterreisen, um uns von Direktor Schöchle durch die „Wilhelma“ führen zu lassen. Bis vor drei Jahren war die „Wilhelma“ ein botanischer Garten. Dann aber baute Direktor Schöchle provisorisch Gehege, Käfige und Volieren mit dem Bestreben, dem Besucher neben der schönen Pflanze auch das Tier zu zeigen. Er gibt uns sehr viele Hinweise, die die Gartengestaltung betreffen, führt uns durch die Treibhäuser, in denen Orchideen blühen, und zeigt uns auch seltene Tiere: Kleine Pandas, die Katzenbären aus Asien, Binturongs, Bärenmarder vom Himalaja, und andere Kostbarkeiten. Es ist immer wieder ein Erlebnis, zumindest für den Zoologen, seltene Tiere, die man oft nur aus Büchern und von Bildern kennt, lebend sehen zu können. Auch die Königspinguine, eine der größten Pinguinarten, sind vertreten. Blume und Tier stehen sich gegenüber und zeigen sich in ihren schönsten Farben und Formen.

Bald sind auch die wenigen Stunden in Stuttgart vorüber, und schon sitzen wir im Zug nach Frankfurt am Main, der Einladung von Dr. Grzimek, dem Direktor des dortigen Zoologischen Gartens, folgend. Er hat neben Schimpansen auch drei junge Gorillas in der Wohnung. Diese Menschenaffen

werden liebevoll und streng von seiner Gattin betreut. Gorillas gehören zu den teuersten Zootieren.

Vor einigen Monaten wurde ein halbwüchsiger Gorilla mit 28 000 DM angeboten. Der letzte Gorilla, den ich lebend sah, war „Bobby“ vom Berliner Zoo. Inzwischen sind viele Jahre vergangen. Diesmal werde ich Gelegenheit haben, in näheren Kontakt mit diesen Menschenaffen aus Westafrikas Urwäldern zu treten. Außerdem besitzt der Frankfurter Zoo ein Okapi, das vor wenigen Monaten mit dem Flugzeug aus Afrika eintraf. Uns erwarten also große Überraschungen.

## *Begegnung mit Gorillakindern*

Heute möchte ich den Lesern meiner Aufsätze, die mir geduldig auf einer Reise von Nürnberg über Stuttgart nach Frankfurt am Main gefolgt sind, über den letzten Teil dieser Reise berichten.

In den frühen Morgenstunden erreichten wir Frankfurt. Sofort fuhren wir zum Zoologischen Garten und waren wohl auch die ersten Besucher an diesem Tage, der leider, wie so oft in diesem Jahr, trübe und regnerisch begann. Ich ärgerte mich über das schlechte Wetter besonders, da ich mir vorgenommen hatte, Farbaufnahmen von verschiedenen seltenen Tieren zu machen.

In der Wohnung des Zoodirektors Dr. Grzimek herrschte ein geschäftiges Treiben. Die Menschenaffen, drei Gorillakinder und einige Schimpansen wurden gewaschen und gefüttert. Zuerst begegnete uns Thomas, der Gorilla. Ganz anders als Schimpansen es zu tun pflegen, viel ruhiger, zurückhaltender, ich möchte sagen besonnener, begrüßte er uns. Während Schimpansen auch mit fremden Menschen schnell Freundschaft schließen und sofort Kontakt suchen, dabei immer zu irgendwelchen Streichen aufgelegt sind, zeigte Thomas ein ganz anderes Wesen. Langsam lief er den Vorsaal entlang, interessierte sich für den Läufer und hob ihn bedächtig hoch, um zu sehen, was sich darunter befindet. Irgendwelche Begrüßungslaute, wie man sie von Schimpansen gewohnt ist, stieß er nicht aus. Nur wenn man ihn festhalten wollte, gab er dunkle, grunzende Laute von sich, die offensichtlich ein Mißbehagen ausdrückten. Nichts jedoch deutete darauf hin, daß ihn unsere Anwesenheit aufregte. Ruhig schaute er sich auch im Wohnzimmer um, kletterte dann auf einen Polstersessel, berührte vorsichtig den Lampenschirm einer Stehlampe, zupfte etwas an der Gardine und verließ ebenso lautlos wieder das Zimmer. Wie verschieden — das wurde uns sofort klar — sind doch die Temperamente von Gorilla und Schimpanse. Während die Schimpansen den Eindruck von übermütigen Lausejungen machen, die immer irgendwelche Dummheiten im Kopf haben, die man kaum einige Sekunden allein lassen kann, wirkt der Gorilla wie ein ausgeglichener älterer Herr, den nichts so schnell aus der Ruhe bringen kann und der auf Grund seiner Lebenserfahrung über den Dingen steht. Diese Betrachtungen mögen in sich die Gefahr bergen, daß das Tier zu sehr menschlich wird. Ich will jedoch damit nur den starken Eindruck schildern, den diese Menschenaffen auf uns machten. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß diese erste unmittelbare Begegnung mit Gorillas für mich ein Erlebnis war. Noch nie hat ein Tier mich so sehr zum Vergleich mit dem Menschen herausgefordert, wie dieser Gorilla Thomas.

Aber die Gorillakinder waren auch gerade die Sorgenkinder von Frau Grzimek. Der Arzt war gerufen worden, weil die Gorillas und einige Schimpansen kleine Bläschen auf der Haut hatten, die ihnen aber offensichtlich keine Beschwerden bereiteten. Die Diagnose jedoch lautete: Windpocken. Ein Beweis mehr dafür, daß Menschenaffen gegenüber den Kinderkrankheiten der Menschen anfällig sind. Wahrscheinlich hatten sie sich diese Windpocken bei einem Besucherkind geholt.

Aber noch eine andere zoologische Seltenheit wartete auf uns: das Okapi, die interessante Urwaldgiraffe. Im Paßgang, der auch für die anderen Giraffen typisch ist, lief es an mir — ich stand in seinem Gehege, um es im Farbbild festzuhalten — vorbei. Die großen Ohren richteten sich auf mich, als der Verschuß der Contax zum ersten Male knackte. Die lange Zunge, die sich so gut zum Umfassen von Zweigen und Blättern eignet, schlängelte sich aus dem so seltsam weit eingeschnittenen Mund hervor, griff ins Leere und verschwand wieder zwischen den Lippen. Wenige Tage nach meiner Rückkehr erfuh ich, daß inzwischen in Antwerpen zum ersten Male eine Okapigeburt in Gefangenschaft geglückt war, die Mutter jedoch das Junge nicht annahm und deshalb das Okapikind mit der Milchflasche aufgezogen werden muß. Hoffen wir, daß die künstliche Aufzucht glückt, denn sie wird viele Fragen aus der Biologie dieses scheuen Urwaldtieres beantworten helfen.

*Die männliche Hirschziegentilope zeichnet sich durch weiße Merkmale am Kopf aus. Nur die männlichen Tiere tragen ein Gehörn*



Schon bald aber müssen wir uns wieder vom Zoo in Frankfurt verabschieden, um noch schnell dem Zoologischen Garten in Köln einen kurzen Besuch abstatten zu können. Köln ist einer der ältesten Zoos in Deutschland und ist auch von den Bombenangriffen des zweiten Weltkrieges stark zerstört worden. Aber Dr. Windecker baut wieder auf. Seine besondere Vorliebe gilt der farbenfreudigen exotischen Vogelwelt. Im Vogelhaus ist eine Sammlung der schönsten gefiederten Gäste aus aller Welt, vom winzigen Kolibri bis zum großen Nashornvogel, zu sehen. Wenn die Tierpflegerin die Volieren betritt, kommen ihr die Vögel entgegengeflogen und lassen sich aus der Hand füttern. Ein schöner Eindruck, der hier dem Besucher vermittelt wird — er zeigt, wie vertraut Mensch und Tier im Zoo sein können. Die Kolibris erhalten neben Honig und anderen flüssigen Stoffen auch kleine Taufiegen. Mit schnellem Flügelschlag haschen sie die Fliegen aus der Luft. Dabei glänzt und schillert ihr prächtiges Federkleid.

Dr. Windecker war, bevor er den Zoologischen Garten übernahm, einige Jahre auf einer Tierfangstation in Südamerika als Zoologe tätig. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß sein Affenhaus eine schöne Kollektion seltener südamerikanischer Affen enthält. Da ist der Scharlachgesichtsaffe, dessen Körper von einem roten Haarkleid bedeckt ist, während das Gesicht, das sehr menschlich wirkt, unbehaart bleibt. Im Nachbarkäfig sitzt der seltene Saki, ein Melancholiker unter den Affen, und wieder einen Käfig weiter findet man eine kleine Herde Spinnenaffen. Als wir uns von Dr. Windecker verabschieden, übergibt er uns noch eine Kiste mit Kapuzineraffen. Sie sollen die Reise nach Dresden mit uns antreten und heute kann ich sagen: sie haben sich in ihre neue Heimat gut eingewöhnt.

## *Neue Untermieter: Antilope und Wolf*

In Rudeln von 20 bis 30 Stück bewohnen die Hirschziegenantilopen die Steppengebiete Vorderindiens. Früher — so berichten Indienreisende — ist diese schöne, zierliche Antilope sogar in Herden von mehreren tausend Stück angetroffen worden. Die Inder jagen sie mit dem zahmen Geparden, eine als Sport betriebene Antilopenjagd, die von den indischen Fürsten gern geübt wurde.

Seit dem August 1954 besitzt auch der Dresdner Zoologische Garten wieder ein männliches Tier dieser schönen Antilopenart. Wir danken es dem Zoologischen Garten in Köln und seinem Direktor Dr. Windecker, der bei uns diesen Hirschziegenantilopenbock einstellte und einige andere wertvolle exotische Tiere unserem Zoo schenkte.

Es ist verständlich, daß die Antilope vorläufig gegenüber den Besuchern noch sehr zurückhaltend ist. Sie muß die neue Umgebung erst gewöhnt werden und hält sich deshalb auch den größten Teil des Tages in ihrer Blockhütte auf. Durch die offenstehende Tür ist sie für jeden gut sichtbar. Wer sich jedoch noch etwas mehr Zeit nimmt und einen ganzen Tag im Zoo verbringt oder uns während seiner Ferien mehrmals und zu verschiedenen Tageszeiten besucht, der kann die Hirschziegenantilope spät abends oder auch frühzeitig in ihrem Gehege umherspazieren sehen, wenn er sich vorsichtig und ruhig nähert. Leider aber gibt es auch Besucher, denen es offensichtlich Spaß macht, die Tiere im Zoo zu er-

schrecken und zu ärgern. Wie oft kann man bei einem Besuch des Zoologischen Gartens Menschen antreffen, die sich dem Tier scheinbar harmlos nähern, so als wollten sie es streicheln, und ihm plötzlich einen Schlag versetzen. Sie freuen sich dann diebisch, wenn das Tier erschreckt davon springt. Kein Wunder, daß die Tiere immer mißtrauischer werden und später oft auch grundlos nach der streichelnden Hand des Besuchers schnappen. Leider erwischen sie dann meist den falschen. Diese Unsitte wird man wohl nur abstellen können, wenn alle Tierfreunde, die derartige Roheiten bemerken, sofort einschreiten und das Tier in Schutz nehmen; darum bitten wir jeden Freund unserer Zoologischen Gärten.

Aber kehren wir wieder zu unserem Hirschziegenantilopen-Böckchen zurück. Unterhalb seiner Augen zeigt er taschenartige Vertiefungen im Fell. Das sind sehr interessante Drüsen. Die Ausscheidungen dieser Drüsen benutzt die Antilope zum Markieren ihres Territoriums. Sie schmiert das duftende Sekret an Sträuchern und Zweigen niedriger Bäume ab, um damit anderen gleichartigen Antilopen mitzuteilen, daß dieses Gebiet bereits von Hirschziegenantilopen in Besitz genommen worden ist. Diese Eigenart — die auch viele andere Tiere haben —, ein Territorium für sich zu beanspruchen und es mit Duftmarken abzugrenzen, wird von den Tierfängern benutzt. Man führt eine zahme Antilope an einer langen Leine in das Territorium einer Hirschziegenantilopenherde. Die Antilopen wollen den Fremdling vertreiben und verfolgen ihn, bis sie schließlich in die Falle geraten.

Natürlich werden wir unser Böckchen nicht allein lassen. Wir werden versuchen, ihm noch möglichst in diesem Jahr einige Antilopenbräute zuzugesellen.

Auch im Käfig der Wölfe sind neue Bewohner eingezogen. Zu unserem Wolfspaar sind zwei Jungwölfe dazugekommen. Sie entstammen der Zucht des Zoologischen Gartens in Halle. Die Aufregung im Wolfskäfig war sehr groß, als die beiden „Untermieter“ ihren Transportkisten entschlüpfen und in das Gehege der anderen Wölfe hineinsprangen. In jedem Wolfsrudel gibt es nämlich eine Rangordnung. Es ist also eine genaue Abstufung der einzelnen Herdengenossen zueinander vorhanden, und diese Rangordnung wird durch Kämpfe ausgefochten. Zur Zeit scheint über die Rangordnung in unserem kleinen Wolfsrudel noch keine endgültige Klarheit zu bestehen. Die beiden Rüden geraten nicht selten aneinander, ohne allerdings in einen ernstlichen Kampf einzutreten. Der alte Rüde und der neue Nebenbuhler stehen mitunter dicht nebeneinander, fletschen die Zähne, sträuben das Fell und knurren sich an. Manchmal starten sie auch einen kleinen Scheinangriff. Beinahe sieht es so aus, als würde der alte Rüde vor dem neuen Wolf den „Schwanz einziehen“. Dieses Einziehen des Schwanzes ist nämlich bei Wölfen wie auch bei unseren Hunden ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Während der Rangordnungshöhere mit aufgestellten Ohren und ausgestrecktem Schwanz umherspaziert, zieht der Rangordnungstiefere den Schwanz zwischen die Hinterbeine und legt die Ohren an, ja mitunter geht er förmlich „in die Knie“, er winkelt die Beine ein und macht einen krummen Rücken. So schleicht er an dem Überlegenen vorbei. Also ist auch durch rein äußere Merkmale zu erkennen, wer der Überlegene ist. Das Gesetz des Wolfsrudels verlangt es, daß die in der Rangordnung tiefer stehenden Wölfe vor ihrem Leitwolf diese Unterwürfigkeitsgebärde einnehmen.



*Der Steinbock  
am Eingang seines  
Häuschens. Ein knotiges  
Gehörn und ein langer  
Bart sind seine  
typischen Merkmale*

Aber — wie schon gesagt — ist bei unseren Wölfen die Rangordnung noch nicht restlos geklärt. Es scheint jedoch so, daß die Neuen das Heft an sich reißen. Sah ich doch, wie der neue Rüde dem alten Rüden das Fleisch vor der Nase wegschnappte. Der Alte knurrte zwar etwas, aber dachte an keinen ernstlichen Widerstand. Das Fleisch wurde jedoch von dem neuen Wolf nicht gefressen, sondern verscharrt. Wehe, wenn sich irgendein anderer Wolf dem Versteck näherte. Sofort sprang der Besitzer auf den Rivalen zu und zeigte ihm die Zähne. Wahrscheinlich wird die Rangordnung im Wolfsrudel schon in den nächsten Tagen geklärt werden, so wie es das Gesetz im Tierreich vorschreibt.

## Was Steinböcke alles fertigbringen!

Der Herbst bietet für einen Besuch des Zoologischen Gartens besondere Anziehungspunkte. Die Hirsche sind in Brunst und lassen durch ihr Röhren und die Verteidigung ihres Brunstreviers den Besucher längere Zeit an ihrem Gehege verweilen. Auf den Teichen haben die Zierenten, die Mandarin- und Brautenten, ihr Hochzeitskleid angelegt und viele behaarte Vierbeiner legen ein Winterfell an. In diesem Jahr sind im Herbst außerdem noch einige große Tiertransporte eingetroffen, die unserem Dresdner Zoo viele neue und auch sehr seltene Tiere gebracht haben. Aus der Sowjetunion kamen Krauskopfpelikane, gestreifte Zwerg-eichhörnchen, Stachelschweine und Sibirische Steinböcke.

Die Stachelschweine haben sich leider mit dem bereits im Gehege vorhandenen Artgenossen nicht vertragen. Während sie tagsüber gemächlich nebeneinander in ihrer Hütte lagen und nach Art der Stachelschweine den Tag verschliefen, entspann sich in der ersten Nacht ein heftiger Kampf. Zahlreiche ausgefallene Stacheln, die wir am nächsten Morgen fanden, legten dafür Zeugnis ab. Das Stachelkleid gesträubt, mit den Hinterbeinen aufstampfend und mit den Schwanzstacheln rasselnd, gingen sie aufeinander los. Wir mußten sie trennen und den älteren Einwohner in den Pferdestall bringen.

Auch die Ankunft der Pelikane erregte Ärger bei den auf dem Teich bereits vorhandenen zwei Schwanenpärchen. Kaum waren die Pelikane aus ihren Kisten herausgesetzt, als die Schwäne schon in breiter Front angeschwommen kamen, jedoch wenige Meter vor den Pelikanen anhielten und die Neulinge aus sicherer Entfernung betrachteten. Als jedoch die Pelikane das Ufer verließen und auf den Teich hinausschwammen, machten die Schwäne kehrt und ergriffen, heftig mit den Flügeln schlagend, die Flucht. Inzwischen jedoch haben sich die Schwäne an ihre neuen Untermieter gewöhnt und sitzen jetzt oft friedlich mit ihnen zusammen auf der Insel mitten im Teich. Beinahe die Hälfte des Tages verbringen die Pelikane mit der Pflege ihres Gefeders. Immer wieder greifen die langen Schnäbel in das Federkleid hinein und ordnen es. Wenn aber die Sonne besonders warm scheint, dann wird gebadet. Mit ausgebreiteten Flügeln schlagen die Pelikane auf das Wasser und bespritzen den ganzen Körper. Schnell geht es dann an Land, wo das Wasser aus dem Gefieder geschüttelt wird und die Schwingen der Sonne entgegengehalten werden. Am interessantesten ist es, die Pelikane beim Fressen zu beobachten. Mit ihren riesigen Schnäbeln ergreifen sie die Heringe, werfen sie in den Hautsack, der am Unterschnabel hängt, und lassen dann den Fisch mit dem Kopf voran in den Schlund gleiten. In freier Wildbahn — unsere Krauskopfpelikane kommen schon in Südeuropa vor — vereinigen sie sich oft zu Jagdgemeinschaften. Auf dem Wasser schwimmend bilden sie einen Kreis, den sie immer mehr einengen, wobei sie mit ihren Schnäbeln, die den Schöpfnetzen der Fischer gleichen, das seichte Wasser abfischen. Vom Pelikan erzählt die Fabel, daß er sich die Brust aufreißt, damit die Jungtiere sich vom Blut der Mutter ernähren können. Deshalb ist er auch bei verschiedenen Völkern zum Symbol der Mutterliebe geworden. Allerdings handelt es sich hierbei um ein Märchen, das den Tatsachen nicht entspricht. Eine besondere Seltenheit in Zoologischen Gärten sind die Steinböcke. In der Schweiz waren sie bereits in freier Wildbahn ausgestorben. Einige

wenige Tiere jedoch, die in Tiergärten und Parks gehalten wurden, konnten durch eine planmäßige Zucht vermehrt und in den Schweizer Alpen ausgesetzt werden. Die Sibirischen Steinböcke, die im Altai genauso wie auch im Himalaja verbreitet sind und auch andere asiatische Gebirge bewohnen, unterscheiden sich nicht wesentlich von den Alpen-Steinböcken. In Gefangenschaft trifft man sie selten an, weil sie sich, wie auch viele andere Tiere, die den kälteren Regionen angehören, nur schwer im Zoologischen Garten halten. Vor etwa einem Jahr lief in Dresden ein sowjetischer Tierfilm, der das Leben dieser Steinböcke in freier Wildbahn zeigte. Besonders erstaunt war man dabei über die Kletterfähigkeit dieser Tiere, die, auf der Flucht vor dem Jäger von Felswand zu Felswand springend, einen Kamin hinabkletterten. Auch unsere beiden Steinböcke — es ist ein Pärchen — haben diese Fähigkeit bereits unter Beweis gestellt. In ihrem Nachbargehege sind Schafe untergebracht. Damit sie nicht mit diesen Schafen in direkte Berührung kommen können, haben wir vor dem eigentlichen Gitter noch eine zweite Absperrung aus Holz errichtet. Diese Absperrung stößt im rechten Winkel auf den hohen Zaun, der das ganze Zoogelände umgibt. Aus dem Stand springt der Steinbock an diesen Zaun, so, daß er, fast waagrecht in der Luft liegend, ihn mit den Hufen berührt, schnellt von dort über die Holzabsperrung hinweg und landet dicht neben dem Gitter der Schafe.

Als ich vor wenigen Tagen auf meiner morgendlichen Zoorunde in die Nähe des Steinbockgeheges kam, hörte ich ein zartes Meckern. Ich glaubte, daß irgendwo ein kleines Zickel verborgen sei, konnte aber nichts entdecken. Als ich weitergehen wollte, hörte ich wieder diese seltsamen Laute und war überrascht, als ich bemerkte, daß der männliche Steinbock dieses Meckern ausstieß, ohne dabei das Maul zu öffnen oder irgendeine Miene zu verändern. Wie aus Stein gemeißelt stand er da, den Kopf leicht von mir abgewandt, als wollte er mich foppen.

## *Das Jahr geht seinem Ende zu*

Seit einigen Wochen ist eine kleine Raubtierschau in Dresden, die ihre Tiere — es handelt sich um Löwen, Bären, Waschbären, Wölfe und Affen — auf der Herbstfestwiese am Fucikplatz und später auf der Kesselsdorfer Straße zur Schau stellte. Einige Besucher dieser Raubtierschau haben mir Briefe geschrieben und darin den Wunsch ausgesprochen, ich möchte mir die Schau einmal ansehen und veranlassen, daß die Tiere größere Käfige erhalten. Ich habe das getan und will hier von meinem Besuch erzählen. Es entspricht den Tatsachen, daß die Käfige den Tieren wenig Möglichkeit zu einer ausgiebigen Bewegung bieten. Dafür ist aber der Rundkäfig vorgesehen, den die Löwen bei gutem Wetter betreten dürfen. Darüber hinaus hat der Schausteller einen größeren Wagen bauen lassen, den die Löwen in wenigen Tagen beziehen werden.

Das Wohlbefinden des Wildtieres in Gefangenschaft ist nicht so sehr von der Größe des Raumes abhängig — wie allgemein angenommen wird —, sondern vielmehr von der persönlichen Pflege, die man ihm angedeihen läßt. Auch in großen Freianlagen werden die Löwen den größten Teil des Tages ruhend oder schlafend verbringen. Nur die Jungtiere tollten umher, spielen miteinander und nützen den ihnen gebotenen Raum richtig aus. Den meisten erwachsenen Tieren aber fehlt es an Beschäftigung. Deshalb

ist der persönliche Umgang des Pflegers mit dem Tier, ganz besonders für die Menschenaffen, wichtig. Diese Forderung aber ist bei dem von mir besuchten Schausteller vorbildlich erfüllt. Frau Worms ging in den Käfig ihrer Löwin, die sie wie ihr eigenes Kind liebt, streichelte die Löwin, umarmte sie und spielte mir ihr. Die Löwin schmierte wie eine Hauskatze um sie herum, langte mit den großen Pranken nach dem Kleid und wollte ihre Betreuerin gar nicht wieder aus dem Käfig herauslassen. Ich habe bisher noch keine erwachsene Löwin gesehen, die so zutraulich und zahm war wie diese. Dabei, das muß ausdrücklich betont werden, handelt es sich um ein gesundes und kräftiges Tier, das sich in gutem Zustand befindet. Die Löwin wurde von Frau Worms mit der Milchflasche aufgezogen und ist durch den ständigen Kontakt förmlich zum „Haustier“ geworden. Es wäre wünschenswert, daß sich jeder Zirkuslöwe einer solchen guten Pflege erfreuen könnte.

Erst in den letzten Tagen sind die Aufgaben und die Rechte unserer zoologischen Gärten in der DDR noch einmal grundsätzlich umrissen worden. In der Programmklärung des Ministeriums für Kultur über den Aufbau einer Volkskultur in der Deutschen Demokratischen Republik heißt es: „Die zoologischen Gärten sind noch mehr als bisher zu Stätten der Allgemeinbildung und der Forschung weiterzuentwickeln. Sie sind in der Einrichtung und Modernisierung ihrer Baulichkeiten, technischen Einrichtungen, gärtnerischen Anlagen und im Erweitern ihres Tierbestandes zu fördern. Sie sollen ihr Bildungsgut durch Führungen, Vorträge, Veröffentlichungen und Funksendungen über biologische Probleme an die Bevölkerung herantragen. Für die Führungen sollen geeignete Hilfskräfte mit herangezogen werden. Für Untersuchungs- und Forschungszwecke sind geeignete Räumlichkeiten, wie Laboratorien u. ä., einzurichten. Die zoologischen, Tier- und botanischen Gärten haben sich in den Dienst des Naturschutzes zu stellen.“

Es ist also eine Aufgabe der zoologischen Gärten, sich in den Fragen des Naturschutzes zu betätigen, für die Erhaltung unserer einheimischen und fremdländischen Tierwelt einzutreten, sich aber auch im allgemeinen um die in Gefangenschaft gehaltenen Wildtiere zu kümmern.

Das Jahr geht seinem Ende zu. Die letzten Vorbereitungen für den Winter werden im Zoo getroffen. Über 3000 Dahlienknollen müssen vom Gärtner und seinen Mitarbeitern aus der Erde genommen und in frostfreien Räumen untergebracht werden, damit sie im nächsten Jahr mit ihren herrlichen Blumen wieder unsere Anlagen schmücken können. Auf dem Ententeich findet die Auslese des Wassergeflügels statt, die reinrassigen Enten werden zur Zucht belassen, die Bastarde vom Teich heruntergenommen. Dabei müssen auch gleich noch einige Enten und Gänse durch einen kleinen schmerzlosen Eingriff flugunfähig gemacht werden. Während die Tierpfleger mit dem „Geflügel Fang“ beschäftigt sind, kreist hoch über den Teichen der zahme Mäusebussard. Er wurde von einem Tierpfleger aufgezogen und später, da wir genügend Bussarde besaßen, wieder freigelassen. Jeden Tag holte er sich seine Fleischportion auf dem Felsen am Seelöwenteich, wo wir ihm einen Futterplatz errichteten. Auf dieser luftigen Warte saß er oft stundenlang und schaute über den Garten hinweg. Später, als der Wiederaufbau des Raubtierhauses begann, wurde er durch den Lärm und die Unruhe verärgert und verlegte seinen Stammsitz zum großen Flugkäfig der Geier, wo wir ihm seinen neuen Futterplatz

einrichteten. Wenn also jemand einen großen Raubvogel über dem Großen Garten seine Kreise ziehen sieht, so kann er mit Sicherheit annehmen, daß es der zahme, aber freilebende Mäusebussard ist. Bockwürstchen hat er den Besuchern der HO-Gaststätte noch nicht gestohlen, wie das im vergangenen Jahr unser freifliegender zahmer Turmfalke getan hat. Seppl, wie wir den Turmfalken getauft hatten, ist aber nicht mehr unser Gast. Eines Tages kam nämlich eine Turmfalkin, die ihm den Kopf verdreht hat. Er konnte ihr nicht widerstehen, schaute noch einmal auf den Garten und die Bockwürste herab und flog dann mit ihr davon. Er hat die „Schöne“ den Bockwürsten vorgezogen. Ich aber habe mir überlegt, daß Sprichwörter doch nicht immer zutreffen, denn Seppls Liebe ging nicht durch den Magen.

## *Vorweihnachtlicher Zoospaziergang*

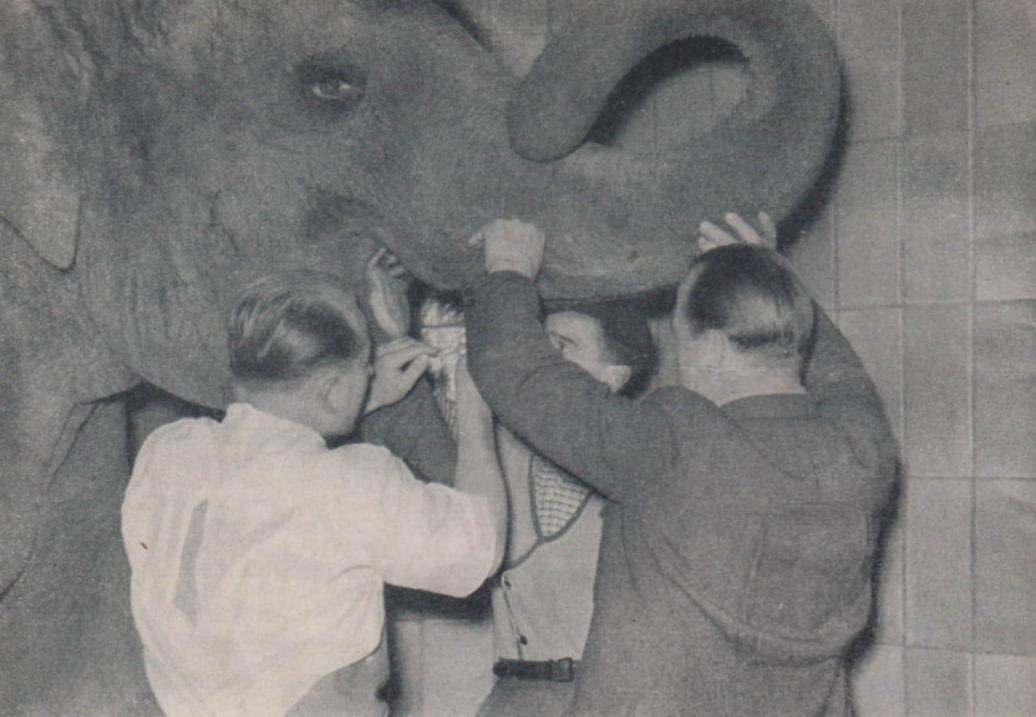
Wenn die Kinder in fiebernder Erwartung die letzten Fensterchen ihres Adventskalenders öffnen und das Jahr mit großen Schritten seinem Ende zugeht, ist es Zeit, Rückschau zu halten. Jetzt sind nur wenige Besucher im Zoologischen Garten, denn die Weihnachtsmesse und der Striezelmarkt und vor allem die vielen Läden und Kaufhäuser ziehen die Menschen in ihren Bann. Auf den in der Weihnachtszeit wenig begangenen Wegen im Zoologischen Garten spazieren die Pfauen und Truthühner umher, und auf den Bäumen fallen die ersten Krähen ein. „Mohrchen“, der rabenschwarze Zookater, den jeder an seinen weißen Pfötchen erkennt, bleibt jetzt in den frühen Morgenstunden länger in der Hütte des Wildlamas liegen und scheut sich, in den feuchtkühlen Herbsttag hinauszugehen. Er wohnt sozusagen bei dem Lama auf Untermiete und macht es sich jede Nacht in der dicken Wolle auf dem Rücken des Lamas bequem. Ich glaube nicht, daß es die Treue und Freundschaft zu dem Wildlamahengst, dem Guanako, ist, die ihn immer wieder den gleichen Schlafplatz aufsuchen läßt, denn als vor einem halben Jahr in derselben Hütte ein anderes Lama untergebracht war, hat sich „Mohrchen“ genauso in die fremde Hütte eingeschlichen und sich dasselbe Bett für seinen langen Katzenschlaf ausgesucht. Aber was hat sich doch gerade in dieser Abteilung des Zoologischen Gartens, wo noch vor einem Jahr nur Hausschafe und Hausziegen untergebracht waren, in den letzten Monaten alles geändert. Die großen, geräumigen Häuser, ehemals von Milch- und Karakulschafen bewohnt, sind für neue Tiere freigemacht worden: Wasserbüffel, Zwergzebu, Yak, sibirische Steinböcke und Dybowskyhirsche haben dort ihren Einzug gehalten und damit auch diesem Revier das Gepräge eines Zoologischen Gartens gegeben. Eigentlich hatten wir ja den Wasserbüffeln die Kamelkoppel reserviert. Als wir jedoch das junge Paar in dieses Gehege hineintrieben, hatte der Wasserbüffelbulle das dringende Bedürfnis, sich an der Einzäunung die Stirn zu scheuern, wobei er einen Teil des Koppelzaunes umwarf und frei im Zoologischen Garten umherspazierte. Das war nicht böse gemeint, denn er wollte ja nur, wie er das in seiner Heimat auch tut, von dem neuen Gehege Besitz ergreifen und es mit seinem Duft markieren. Daß die Baumpfähle diese Handlung nicht vertrugen, daran war er wahrhaftig nicht schuld. So mußten wir ihm und seiner jungen Kuh ein anderes und stabileres Gehege zuweisen. Dort scheint es den beiden auch recht gut zu gefallen, denn sie stehen den ganzen Tag in der

Hütte und schauen gemeinsam gemächlich wiederkäugend zur Türöffnung hinaus. Für die Zwergzebukuh im Nachbargehege, die auch einen Teil des Hauses bewohnt, hat „Arni“, der Wasserbüffel, ein Herz gefaßt. Aber wir dulden es nicht, daß die beiden miteinander durchs Gitter schmußen, denn die Zwergzebukuh ist ein Sorgenkind, hustet oft und muß vom Tierarzt behandelt werden.

Als uns durch ein Telegramm vom Zoologischen Garten in Halle mitgeteilt wurde, daß die Quarantänezeit für die aus der Sowjetunion eingetroffenen Tiere abgelaufen sei und wir die von uns ausgesuchten Tiere abholen sollen, erhöhten wir den Zaun, der das Gehege der Dybowskyhirsche gegen den Großen Garten abgrenzt, auf 3,50 Meter. Die Hirsche hatten nämlich während ihrer Eingewöhnungszeit im Hallenser Zoo ein Gehegegitter von 2,50 Meter mühelos übersprungen, und wir hatten wenig Lust, dasselbe noch einmal in Dresden zu erleben und unsere herrlichen Dybowskyhirsche im Großen Garten wieder einfangen zu müssen. Als wir sie aber aus ihrer Kiste herausließen und unter Berücksichtigung aller Vorsichtsmaßnahmen in ihre Hütte und später in das Gehege setzten — neueingetroffene Zootiere werden immer zuerst in das Haus entladen — machten sie keinerlei Anstalten, aus ihrer neuen Heimat zu entweichen, im Gegenteil, sie waren überaus zutraulich, und als der Wärter ihr Gehege betrat, liefen sie ihm hinterher, wie zwei Milchkühe. Vielleicht war ihnen nur das abschüssige Gelände des Hallenser Bergzoos ungewohnt gewesen und hatte sie zu dieser Sprungleistung veranlaßt, denn Dybowskyhirsche sind Tiere des asiatischen Flachlandes. Ein Geweih allerdings trägt der, ähnlich wie der Damhirsch, weißgefleckte Dybowskyhirsch vorläufig noch nicht wieder, denn es mußte, wie man es mit den meisten Hirscharten tut,

*Krauskopfpelikane auf der Insel im Seelöwenteich*





*Geduldig läßt sich Carla die Goldkron anpassen*

die man transportieren will, abgesägt werden. Aber bald schon wird er die beiden Stümpfe abwerfen und, wie wir hoffen, ein schönes Sechsendergeweih aufbauen, wie sich das für einen Dybowskyhirsch gehört. Auch im großen Flugkäfig der Raubvögel haben neue beflederte Bewohner ihren Einzug gehalten: ein Stein- und ein Steppenadler. Schon wenige Stunden nach ihrer Ankunft hatten sich beide einen bevorzugten Sitz erobert, der Steppenadler auf einem am Boden liegenden Ast und der Steinadler mitten auf einer kleinen Felskanzel. An den Anblick der frei im Garten umherwandernden Truthühner müssen sie sich wohl erst gewöhnen. Wenn die bunte Schar in den Morgenstunden ihren Rundgang macht und dabei auch dicht am Flugkäfig vorüberwandert, vergißt der Steppenadler wohl, daß er ein Zootier ist. Er kommt zum Maschendraht gehoppelt und hackt nach den Truthühnern mit dem Schnabel, allerdings ohne Erfolg, wenn man nicht das Rasseln und Aufplustern des Truthahnes als einen solchen bezeichnen will. Hier vom Felsen des Raubvogelkäfigs aus geht der Blick weit über den Garten, über die Stelzvogelwiese hinweg, an dem schönen neuen schilfgedeckten Büffelhaus vorüber in das noch unbebaute Gelände, wo einmal Menschenaffenstation und Nilpferdhaus, Pavianfelsen und Giraffenhaus untergebracht werden sollen. Wir dürfen hoffen, daß es bald geschieht, denn auch das Jahr 1954 hat uns einen großen Schritt vorwärts gebracht.

## Carla ist ein geduldiger Patient

Wenn wir Zahnschmerzen haben, so nimmt vielleicht unsere Familie herzlichen Anteil daran, aber die Öffentlichkeit dürfte an dieser Tatsache wenig Interesse haben. Sie wird höchstens in Mitleidenschaft gezogen, wenn wir — durch die Schmerzen leicht gereizt — unseren Mitmenschen schroff begegnen. Anders ist dies bei einem Elefanten. Als Dr. Steuer von der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität in Leipzig unserer Carla ein Paar Goldkronen für die Stoßzähne anpaßte und dieser Vorgang in der Zeitung geschildert wurde, nahmen unsere Dresdner regen Anteil daran. Zahlreiche Briefe trafen bei uns ein. „Wie geht es unserer Carla? Hat sie starke Schmerzen? Müssen die Zähne gezogen werden“, und ähnliche Fragen mehr wurden uns gestellt.

Nein, Schmerzen hat sie gar keine und die Zähne mußten nicht gezogen werden. Carla hatte sich schon vor zwei Jahren die Stoßzähne abgebrochen. Das tun die meisten indischen Elefantenkühe. Im Gegensatz zum afrikanischen Elefanten haben die Kühe der indischen Elefanten nur ganz schwache Stoßzähne. Diese Tatsache hat vielen von ihnen das Leben gerettet. Die Elfenbeinjäger hatten kein Interesse an den Kühen, sie wollten möglichst lange und schwere Stoßzähne erbeuten, und deshalb wurden die weiblichen Elefanten geschont. In Afrika dagegen mußten noch bis in unsere Tage hinein des Elfenbeines wegen jährlich 10 000 Elefanten das Leben lassen.

Aber ich wollte ja von der Zahnbehandlung bei unserer Carla erzählen. Carla hatte also keine Zahnschmerzen, als wir uns entschlossen, ihr auf die abgebrochenen Zahnstümpfe Kronen aufsetzen zu lassen. Der Grund ist eine vorbeugende Maßnahme: wir wollten verhindern, daß durch weiteres Absplittern scharfkantige Stellen am Zahn zu Verletzungen führen können und eine Fäulnis des Zahnes schließlich zur Vereiterung führt. Deshalb also mußte Carla sich der Zahnbehandlung unterziehen. Zuerst wurde ein Kautschukabdruck gemacht. Nach diesem Abdruck wurden die Zahnkronen hergestellt und schließlich auf die Zähne gesetzt. Carla ließ sich diese Behandlung ohne Gegenwehr gefallen. In der ersten Zeit waren ihr die Kronen etwas ungewohnt und sie tastete mit der Rüsselspitze immer wieder die goldglänzenden Zähne ab. Jetzt aber hat sie sich gut daran gewöhnt.

Neben den Stoßzähnen hat der Elefant noch vier Backenzähne, zwei im Oberkiefer und zwei im Unterkiefer. Die Stoßzähne sind übrigens keine Eckzähne, wie meist angenommen wird, sondern Schneidezähne. Sie haben ein unbegrenztes Wachstum, denn ihre Wurzeln sind offen. Auch Carlas Stoßzähne wachsen wieder nach. Dieses unbegrenzte Wachstum der Zähne finden wir bei den Zahntypen, die einer ständigen Abnutzung unterworfen sind, zum Beispiel auch bei den Nagezähnen der Nagetiere. Aber auch die Backenzähne des Elefanten werden immer wieder erneuert. Nur wachsen sie nicht unbegrenzt. Wenn ein Backenzahn durch die Zweige und Blätter, die der Elefant in freier Wildbahn verzehrt und somit zwischen den Backenzähnen zerreiben muß, abgenutzt ist, sitzt im Kiefer schon wieder der Ersatzzahn bereit, der den abgekauten Zahn herauschiebt und die Arbeit übernimmt. Das kann im Laufe des Lebens eines Elefanten bis zu sechsmal geschehen. Wahrhaftig eine sehr praktische Einrichtung. Und trotzdem haben Elefanten oft sehr unter Zahnschmerzen zu leiden, auch

in freier Wildbahn. Die Ursache sind meist die Stümpfe der Stoßzähne, an denen sich Zahnfäule ansetzt. So spielt der „Zahnarzt“ also auch im Tiergarten eine Rolle, nur daß seine Patienten wehrhafter sind als die Menschen und auf Schmerzen eventuell mit einem Angriff reagieren. Das kann sehr unangenehm sein, besonders dann, wenn der Patient Elefantenkräfte besitzt wie unsere Carla. Aber wie gesagt, hat sich Carla sehr anständig betragen, sie ist eben ein gut erzogenes Elefantenfräulein.

### *Erklärungen zu den Bildern*

Titelseite Junger Löwe im Alter von 16 Wochen.

Seite 2 Der Hals des Wolfes wird bei den männlichen Tieren von einer dichten Mähne umhüllt.

Seite 6 In Amerika gibt es neben den beiden kamelartigen Haustieren, dem Alpaka und dem Lama, auch noch deren wilde Stammväter, das Guanako und das Vikugna.

Seite 7 Wenn die Strauße erwachsen sind, zeichnet sich der Hahn gegenüber der graubefiederten Henne durch ein schwarzes Federkleid aus.

Seite 10 Die Heimat der Brautenten ist Nordamerika.

Seite 12 Die Okapis bewohnen die feuchtheißen Urwälder des Kongobeckens.

Seite 16 Im Gegensatz zu den Junglöwen, die mit einem Fleckenkleid zur Welt kommen, sind die jungen Tiger gestreift.

Seite 19 Der Gorilla ist ein Bodentier und klettert fast nur während der Kindheit auf Bäume.

Seite 21 Die Heimat der Hirschziegenantilope ist Indien.

Seite 24 Steinböcke lassen sich mit Hausziegen kreuzen.

Seite 29 Die Krauskopfpelikane gehören zu den größten Arten dieser seltsamen Vogelfamilie.

Seite 30 Die schwersten Stoßzähne sind bei afrikanischen Steppenelefanten beobachtet worden.

Rückseite Der Sekretär ist ein Raubvogel der afrikanischen Steppe.

